Zeitschrift: Schweizer Spiegel
Herausgeber: Guggenbühl und Huber
Band: 36 (1960-1961)
Heft: 8

Artikel: Der Verlust der Spielräume : was lässt sich dagegen tun?
Autor: Arioli, Richard
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-1074236

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 01.10.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Der Verlust der Spielräume

Was lässt sich dagegen tun?

von Stadtgärtner Richard Arioli, Basel

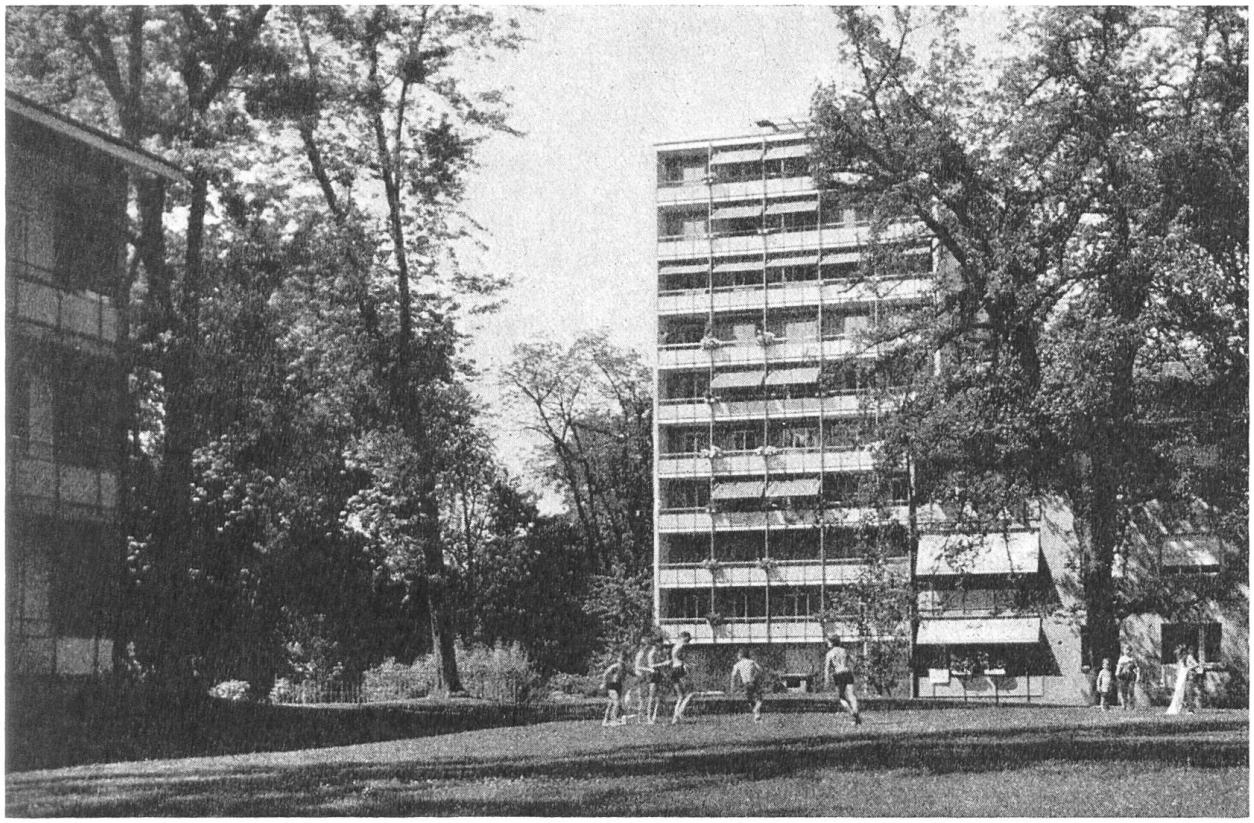
Das Spiel kennt keinen Zweck und kein Ziel. Es wird um seiner selbst willen gespielt und genügt sich selbst. Es ist durch seine Spontaneität gekennzeichnet, durch die Möglichkeit, jederzeit begonnen und auch ebenso unvermittelt wieder abgebrochen werden zu können. Der Mitspieler entscheidet nach seinem Wunsch und Willen, besser noch nach seiner Lust zum Spiel, nach seinem «Dafür-aufgelegt-sein», ob und wie lange er mitspielen will. Freilich unterzieht er sich den Spielregeln.

Weil das Spiel an solche strenge Regeln gebunden ist, ja ohne diese gar nicht möglich wäre, und weil, wer sich nicht daran hält, aus dem Kreis der Spieler als Spielverderber ausgeschieden wird, ist es als Erziehungsmittel anerkannt und geschätzt. Man verkennt aber sein Wesen, wenn man es nur als pädagogisches Hilfsmittel oder als eine Art Training auf den späteren Ernst des Lebens gelten lassen möchte. Das Spiel ist nicht da, weil es pädagogisch wertvoll ist und auch nicht, weil es den Körper kräftigt und geschickt macht, die Geistesgegenwart und den Teamgeist fördert. Das Spiel steht außerhalb menschlicher Nützlichkeitserwägungen, denn auch die Tiere spielen und halten sich dabei ebenfalls an bestimmte Spielregeln, die sie ganz ohne menschliches Dazutun kennen und anwenden.

Wenn also das Spiel keine Erfindung des Menschen ist, sondern unabhängig von seinem Denken und Wissen von den verschiedenartigsten Lebewesen vorgenommen wird, so ist es eine dem Lebendigen zugeordnete Funktion. Sie wird um der Lust willen, welche die Befriedigung des Spieltriebes gewährt, und unabhängig von geistigen und moralischen Wertungen ausgeübt. Man könnte das Spiel auch eine biologische Funktion nennen, wird aber damit auch wieder nur einen Teil seines Wesens erfassen, obschon einen für unsere Betrachtung sehr wichtigen Teil.

Wenn nämlich das Spielen eine Lebensfunktion ist, wie etwa das Essen oder das Ruhen, so bedeutet dies, daß man nicht ungestraft darauf verzichten kann. So wie man ohne zu essen schließlich verhungert oder ohne zu ruhen einmal erschöpft zusammenbricht, so verkümmert man körperlich, geistig und seelisch ohne Spiel.

Das Spiel aber erfordert Spielraum. Da wir hier nicht vom organisierten, sondern vom spontanen Spiel reden, das überall und jeder-



Unter allen Grünflächen halten wir die Spielräume bei den Wohnungen als die wichtigsten, weil sie so vielen Lebensäusserungen der Anwohnerschaft wieder Raum und Hintergrund geben können, welche durch die Entwicklung und Überschätzung des Fahrverkehrs unterdrückt oder verdrängt worden sind. In diesem mit drei- und zehnstöckigen Häusern gemischt überbauten Areal eines ehemaligen Privatparkes sind sehr schöne und schlichte Gartenräume, Gärten zum gemeinsamen Bewohnen entstanden, in denen sich neue gesellschaftliche Spielformen und Spielgewohnheiten wieder entwickeln können. Mit dem Spiel der Kinder beginnt es. Ob es eine Fortsetzung bei den unter sich noch beziehungslosen Bewohnern von Neubauten findet, hängt dann nicht mehr vom Spielraum, sondern von der Spielfähigkeit und Spielfreude der Bewohner ab.

zeit gespielt werden könnte, sofern sich dazu bereite Menschen an einem geeigneten Ort unter günstigen Umständen begegnen, so meinen wir mit dem Spielraum nicht die offiziellen Spiel- und Sportplätze, sondern jene Räume der menschlichen Begegnung, die uns auf den Straßen, Gassen und Plätzen verloren gegangen sind, seitdem der motorisierte Verkehr sie fast vollständig für sich beansprucht hat.

Das Motorfahrzeug beherrscht nicht nur die Straßen, sondern mehr und mehr das ganze menschliche Leben. Als es in unserm Dasein auftauchte, war es selbst ein Spielzeug, ein Mittel, mit dem man sozusagen einen öffentlichen Auftritt inszenieren konnte.

Doch auch ihre Nachfahren haben immer noch etwas davon behalten. Es gehört zum Spiel, daß man sich darin in eine andere Welt versetzt, darin für Augenblicke oder Stunden selbst zu einem andern Wesen wird und als solches einer fröhlich oder staunend mitgehenden, vielleicht sogar mitspielenden Umwelt im Spiel etwas vormacht. Warum sonst das mit Messingnägeln beschlagene Lederzeug gewisser Motorräder? Warum sonst die Flossen und Flügel, die Walfischmäuler, der Nickel- und Chromglanz heutiger Autos? Sie sind zum Spielzeug der erwachsenen Menschen geworden.

Diese modernen Massenspielzeuge – in der Schweiz zählte man Ende 1958 auf 5,2 Millionen Einwohner 725 577 Motorfahrzeuge; die Hälfte davon könnte die reinen Transportaufgaben spielend bewältigen – sind größer und gefährlicher als Spielzeuge je waren. Wo sie erscheinen, brauchen sie ungeheuer viel Platz

und verdrängen mehr und mehr jedes andere Spiel.

Wenn man das Verhalten der Kinder vorurteilslos beobachtet, ist man eigentlich erstaunt, daß einmal eine Theorie von den möglichen und günstigen Entfernungen der Spielplätze und anderer öffentlicher Grünflächen von den Wohnungen aufgestellt werden konnte, nach der zum Beispiel pro Kopf der Bevölkerung 2,4 Quadratmeter Kinderspielfläche, inklusive solche für Kleinkinder, in maximaler Entfernung von zehn Minuten von der Wohnung vorgesehen werden soll. – Das analytische Denken zerlegt das menschliche Leben in einzelne Funktionen, die gegeneinander abgegrenzt werden, und das Renditedenken reduziert das Wohnen auf die Funktionen des Essens, des Schlafens und des Waschens und billigt uns armen Kreaturen daher eine Küche mit Eßplatz, einen Schlafraum und ein Badezimmer zu, und auf zehn Minuten Entfernung, zu Fuß natürlich, einen Spielplatz und einen Stadtwald usw. Als ob sich Wohnen und Spielen auseinanderhalten ließen wie das Arbeiten und Schlafen. Solche Vorschläge konnten nur aus der Unkenntnis des Wesens und der Bedeutung des Spieles an sich kommen.

Wohnen und Spielen gehören räumlich und zeitlich nicht nur nebeneinander, sondern sie durchdringen sich gegenseitig. Namentlich bei den Kindern ist das Spiel keine Programmangelegenheit, die man am Mittwoch- und Samstagnachmittag von drei bis sechs Uhr auf dem Dreiplatz absolviert. Es schiebt sich in jedem beliebigen Augenblick des Tages zwischen die notwendigen Verrichtungen ein, ja es vermischt sich oft mit diesen. Ein Botengang läßt sich mit einem Hüpfspiel oder einem Wettlauf verbinden; kleine häusliche Verrichtungen werden als Wettkampf (wer wird zuerst damit fertig oder vollbringt die bessere Leistung) ausgetragen.

Vor der Entwicklung des motorisierten Transportes war die Straße Spielraum, der Raum, in dem sich die Menschen jeglichen Alters außer Haus trafen und so sich aus der Begegnung heraus allerlei Spiele, vom bloßen Wortspiel und Bewegungsspielen bis zum Ständchen vor dem Haus der Angebeteten spontan einstellen konnten, sofern die Lust und das Geschick dazu vorhanden waren.

Die französische Art der Trottoir-Cafés gehört ebenfalls zu diesem Straßenleben und auch darin steckt etwas vom Spiel. Man will sehen und gesehen werden, ganz ähnlich wie beim abendlichen Hin und Her auf der Rambla in Barcelona.

Es ist in früheren Jahren auf unsern Straßen noch gesungen und getanzt worden. Man konnte sich an einem schönen Sommerabend noch vor das Haus, auch das Miethaus, setzen und mit den Nachbarn ein Plauderstündchen halten. Verschiedene Gründe haben zum Verschwinden dieses Straßenlebens beigetragen, auf die einzutreten nicht zu unserm Thema gehört. Wenn es aber heute wieder irgendwo entstehen möchte, so fehlt ihm der Platz dazu. Das Auto läßt nur noch für klägliche Überreste Raum und Stille übrig.

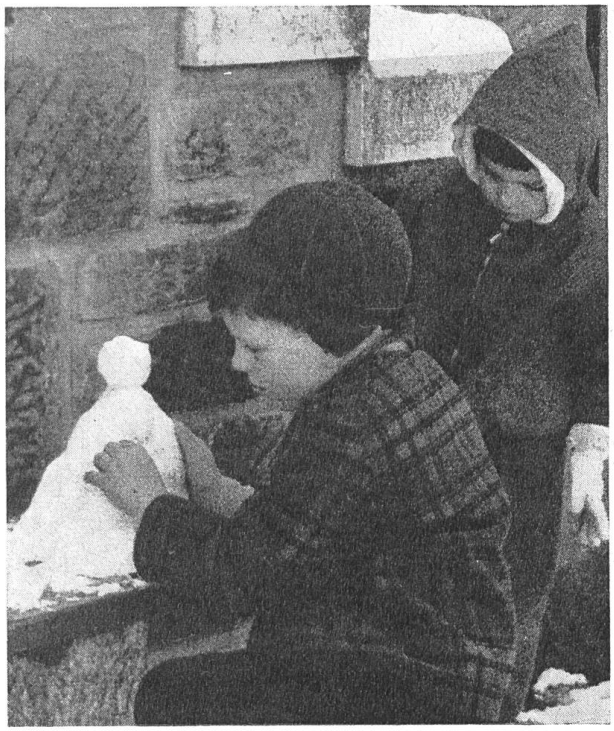
Liegt nun die Lösung wirklich in der Erstellung von kleineren und größeren, über das Stadtgebiet gleichmäßig verteilten Spielplätzen? Nach der Meinung der Bevölkerungsanalytiker und Organisatoren: ja. Aber diese Leute haben nur die oberflächlichen Erscheinungen beachtet, und diese nicht genau und gründlich genug. «Kinder spielen auf der Straße. Das ist gefährlich und unhygienisch dazu. Also macht man Kinderspielplätze, und sie müssen attraktiv sein, damit ihre Anziehungskraft die Unlust des Weges zu ihnen überwinden kann.»

Weil die Gefahr auf der Straße von Jahr zu Jahr immer größer wird, wird der Ruf nach Kinderspielplätzen immer lauter. Die Politiker entdecken ein neues Feld zur Dokumentation ihrer Volksverbundenheit, die Architekten und Gärtner Raum für ihre gestalterische Phantasie und Geschäftstüchtigkeit, die Zeitschriften neuen Stoff für Beilagen und Sondernummern. Einträchtig marschieren alle zusammen auf dem falschen Weg. Die Kinder aber spielen nach wie vor, nur etwas zahmer, vorsichtiger, vielleicht auch nervöser, auf der Straße. Ihr Spiel wird ärmer und das der Erwachsenen ist erstorben.

Die Straße hat eine Doppelfunktion. Auf ihr lassen sich Menschen und Dinge transportieren. Wir sehen nur noch dies und wähnen, es sei das Wichtigste. Platz da! Wir kommen mit 60 Kilometer, und wenn's erlaubt ist, womöglich noch schneller, nicht bloß im gemächlichen Trab der Pferde, deren Hufgeklapper sie schon von weitem anmeldete. Nicht das schnelle Fahrzeug ist unmenschlich, sondern

Für den Betrachter dieses Bildes mag es gleichgültig sein, ob der einstige Leiterwagen für die Buben ein Auto, eine Eisenbahn oder ein Bauernfuhrwerk bedeutet. Wichtig ist das Trottoir, der in der ganzen Stadt immer noch am meisten benützte Spielplatz, der bei genauerem Zusehen meistens in der unmittelbaren Nachbarschaft der Wohnung der Spielenden liegt. Ebenso wichtig ist, dass Kinder mit unverdorbener Spielfähigkeit keine raffinierten Spielgeräte und Spielplätze brauchen. Ihre Phantasie zaubert ihnen in der Spielwelt aus den unscheinbarsten Dingen das heran, was zum Spielen gerade erforderlich ist. Darum ist der öffentliche Spielplatz, so schön er sein mag, nur ein Ersatz für den oft ungenügenden Spielraum in Wohnungsnähe.

Das Blinde-Kuh-Spiel ist Jahrhunderte alt und wird immer wieder gespielt werden, sofern ein auch nur kleiner, aber durch irgendwelche Hindernisse akzentuierter Spielraum vorhanden ist, der einem unter sich schon etwas vertrauten Kreis spielfreudiger Menschen jeglichen Alters zur Verfügung steht. Es ist ein Spiel für die kleinen Gartenräume in Wohnungsnähe, für Parkwinkel und Höfe ohne Verkehr und ohne Störungen von aussen.



Im Sommer der Sand im Sandkasten, im Winter der Schnee irgendwo am Strassenrand; beide sind Rohmaterial für die kindliche Phantasie. An ihnen erweist sich die Fähigkeit zum Spielen, welche so oft mit fertigen Spielsachen geschädigt werden kann.

◀ In den ersten heitern Vorfrühlingstagen kommt mit der Regelmässigkeit eines Naturgeschehens im Jahresablauf das Spiel mit den «Gluggern», andernorts Marmeln genannt, auf die Strassen und Plätze unserer Stadt, um nach einigen Wochen wieder ebenso naturhaft zu verschwinden. Niemand macht dafür Propaganda, niemand trifft irgendwelche Anordnungen. Eines Tages ist das Spiel einfach da und wird von den Kindern mit ganzer Hingabe gespielt, wo es auch sei, wenn nur dazu ein kleines Loch vorhanden ist oder im Boden herausgegrübelt werden kann. Oder es wird in einer andern Art mit «Botschen» fast wie ein verkleinertes Boccia- oder Boulespiel betrieben. Im «Gluggern» ist alles enthalten, was das Spiel charakterisiert: das Spontane, das freiwillige Mitmachen wann und solange es einem gefällt, der Wettstreit und das Risiko, der Spielraum und die strengen Spielregeln, die grosse Ernsthaftigkeit und schliesslich die Möglichkeit, jederzeit aus dem Zauberleben des Spiels hinauszutreten ins «normale Leben».

◀ So ist es zwar nicht gemeint, aber an einem recht heissen Sommertag verzeihlich.

alles das, was seiner Schnelligkeit im Wege steht und für die Fahrenden gefährlich werden könnte. Dabei gibt es außer dem ärztlichen, dem Kriminal- und dem Feuerwehrdienst kaum einen Fall, bei dem Schnelligkeit von entscheidender Bedeutung wäre. Doch wird an dieser Vergötzung der Schnelligkeit in absehbarer Zeit nichts zu ändern sein!

Darum muß man der zweiten und nach unserer Meinung wichtigeren Funktion der Straße als dem Hauptort der menschlichen Begegnung auf andere Weise wieder Wirkungsmöglichkeiten verschaffen. Man muß, da sich die beiden Funktionen nicht mehr neben- und miteinander vertragen, jeder ihre Straße zuweisen. Man muß Verkehr, im heutigen Sinne des bloßen Transportierens gemeint, und Wohnen in Zukunft konsequent auseinander halten. Das mag im ersten Augenblick unmöglich erscheinen, ist es aber nicht, wie gerade einige Beispiele in Basel zeigen. Die in den einstigen geräumigen privaten Parkanlagen an der Gellertstraße entstandenen Gruppen von Wohnhäusern, denen in zwei Fällen noch unterirdische Garagen angebaut wurden, sind an kleine Stichstraßen mit ganz ungefährlichem Zubringerverkehr angeschlossen und zur Hauptsache von Rasenflächen und alten Bäumen umgeben. Da, so scheint uns, könnte sich nach und nach wieder ein Verkehr der Menschen untereinander entwickeln mit all seinem beglückten Tun in kleineren und größeren Gruppen.

Die wenigen obenstehenden Andeutungen geben nur eine dürftige Antwort auf die Frage, wie die neuen Spielräume eigentlich beschaffen sein sollten. Ein erster Hinweis ist im Wort selbst enthalten. Es sollten vor allem Räume sein. Viele alte wohnlich und behaglich empfundene Straßen und Gassen wirken als Räume, während unsere neueren Straßen Durchgänge sind, möglichst direkte Verbindung zwischen zwei Punkten im städtischen Straßennetz. Wenn sie noch eine Raumwirkung haben, ist es diejenige eines langen Ganges, an den die Wohnhäuser aufgereiht sind, wie die Zimmer an einen Hotelgang. Das Hotel hat seine Halle und seine Gesellschaftsräume, das Wohnquartier aber meistens nichts, was dem Begegnen und Verweilen der Bewohner außer Hauses dienen könnte.

Mit dem Querstellen der Wohnblöcke zur Straße könnte etwas gewonnen werden, wenn es in der Absicht geschehen würde, damit eigentliche Räume zu schaffen. Diese Absicht ist selten genug vorhanden. Der gesetzlich vorgeschriebene Gebäudeabstand läßt vor allem Zwischenräume entstehen, die vom Gärtner mit mehr oder weniger Geschick «begrünt», mit Pflanzen dekoriert werden. Damit die Dekoration keinen Schaden nimmt, wird das Verlassen der Wege strengstens verboten. So entsteht ein Zerrbild des Wohnens im Grünen. Man lebt geistig und physisch eben in Zwischenräumen statt in wirklichen Räumen.

Die Räume der menschlichen Begegnung werden nicht mehr wie einst vorwiegend Straßen und Plätze, sondern mehr und mehr Grünflächen, Gärten sein. Das läßt sich doch an den neuerstellten Wohnquartieren deutlich erkennen, auch wenn noch viele Wünsche unerfüllt sind. Wenn wir über die dekorierten Zwischenräume spotteten, so sind sie doch schon viel besser als die älteren muffigen Hinterhöfe. Das Verlangen der Bevölkerung nach einer gesünderen, schöneren und schließlich auch bewohnbaren Umgebung der Wohnhäuser wird nach und nach zu einem bisher noch kaum durchdachten neuen Gartentyp führen, zum Wohngarten einer Gesellschaft, man könnte auch sagen, eines Kollektivs von Mietern in einer Wohnhausgruppe.

Wenn der Spielraum des kleinen Geschehens sich im Laufe der Zeit mehr und mehr in die unmittelbare Nachbarschaft der Wohnungen verlagert, so verbleibt für die öffentliche Anlage die Aufgabe, Spielraum des größeren Geschehens, größer im Raumbedürfnis, in der Zahl der Beteiligten und in der Art der benötigten Einrichtungen zu sein oder zu werden. Dort genügen beim Blockflötenkonzertlein der Kinder einige Stühle in einem stillen Winkel, hier braucht das Promenadenkonzert die Promenade und das Musikpodium; dort kann an heißen Sommertagen schon die mit einer Gießkanne improvisierte Dusche zu fröhlichem Spiel einladen, hier muß ein Planschbecken oder gar ein Gartenbad dem Andrang der Massen entsprechen; alle möglichen Veranstaltungen, Feste und Feiern sind auf die großen Räume der öffentlichen Anlagen angewiesen.

Es hat sich in den letzten Jahrzehnten eine eher unglückliche Tendenz zur Aufspaltung der Stadtbevölkerung in einzelne Gruppen entwik-

keln können. Man macht zum Beispiel Spielplätze für Kleinkinder, für Schulkinder, für Jugendliche, für Erwachsene und Ruheplätze für Alte; oder man baut Heime für Säuglinge, für Kinder, für Lehrlinge, für alleinstehende Fräulein, für Junggesellen und für alte Leute. So schön und segensreich solche Institutionen im einzelnen sein können, wenn sich mit ihnen begrenzte Notstände beheben lassen, so verhängnisvoll werden sie, wenn sie mit dem Anspruch auftreten, als normale moderne Lebensart gewertet zu werden.

Es ist ganz grundsätzlich falsch, die Spielräume nach Altersklassen der Benützer aufzuteilen und voneinander abzusondern. Man leistet damit der Vereinzelung und Vereinsamung der Menschen in der Masse der Stadtbevölkerung ungewollten Vorschub und trägt zur Verarmung der Spielformen und der Spielbeziehungen zwischen den Menschen verschiedenen Alters bei. Dieses Glück nicht bloß am Sonntag in der X-Anlage genießen zu können, sondern es so nahe als möglich an unsern Alltag heranzubringen, ihn womöglich damit zu durchdringen, das ist doch die Aufgabe! Dazu braucht es keine Spielplätze, sondern, wir wiederholen es immer wieder, Räume im Freien in der unmittelbaren Nachbarschaft der Wohnungen, die so eingerichtet sind, daß sie bei einem Minimum an Verhaltensvorschriften ein Maximum an Bewegungsmöglichkeit und Bewegungsfreiheit für den Menschen jeglichen Alters gewähren.

Man wird sagen, daß bei den heutigen Bodenpreisen solche Forderungen nicht realisierbar seien. Meistens braucht es jedoch dazu gar nicht so viel mehr Platz als bisher, sondern bloß eine andere, bessere Einteilung. Mit gemeinsamen unterirdischen Einstellhallen für die Autos zum Beispiel läßt sich schon viel Platz gewinnen, ebenso mit einer bewußteren Planung von offenen Räumen im Rahmen einer gesetzlich zugelassenen Überbauung. Die Praxis zeigt, daß es weniger am Geld und am Land liegt, das wir dafür aufbringen müßten, sondern am Wissen um die Notwendigkeit solcher Räume und am Wollen, sie zu verwirklichen.

Der Kern der menschlichen Gesellschaft ist die Familie. In ihr findet das Kind seine Geborgenheit, aus der heraus es spielend das große Spiel des Lebens beginnt. In ihr behält der alternde Mensch seine Verbindung zum Leben. Nicht Spielräume für verschiedene Altersklassen, sondern Spielräume für die Familie müßte darum die Losung heißen.

Die Photographien stammen von P. und E. Merkle, Basel. Text und Illustrationen sind einer vorbildlichen Festschrift, die zum hundertjährigen Bestehen der Stadtgärtnerei Basel unter dem Titel «Gärten, Menschen, Spiele» im Pharos-Verlag, Basel, erschienen ist, entnommen.

Da musste ich lachen . . .

Kurz nach Neujahr begegnete ich im Lebensmittelgeschäft einer Frau, die im gleichen Haus wohnt, beim Einkaufen. Ihr Geld reichte nicht ganz aus und ich streckte ihr selbstverständlich gerne fünf Franken vor.

Zwei Tage später, als ich meine Milch aus dem Milchkasten herausnahm, fand ich darin einen Zettel. Ich vermutete, daß es sich um die Rückgabe des vorgestreckten Silberlings handeln müßte. Die Vermutung war richtig, aber Geld fand sich keines vor. Die Sache klärte sich auf, als ich den Zettel genau durchlas. Es stand darauf:

Mit bestem Dank und freundlichem Gruß

Und in andern Schriftzügen stand darunter:

Danke – Milchmann

A. H. in W.